

Marianne Gronemeyer (im Interview)

Berechnete und vertrauensvolle Verhältnisse

|| *Beobachtungen zur gegenwärtigen Stimmungslage*

Manche reagieren auf den wachsenden Druck mit immer perfekterer Anpassung, andere erkunden alternative Wege und entdecken neu die Lebensqualität von Freundschaft und Bescheidenheit – als Wiedergewinnung der Freiheit und des Vertrauens.

● *DIAKONIA: Gesellschaftliche Entwicklungen stehen ja immer in Wechselwirkung zum Lebensgefühl bzw. zur Bewusstseinslage der Bevölkerung. Wie gehen nun hierzulande die Menschen mit den Veränderungen um?*

MARIANNE GRONEMEYER: Zunächst einmal muss man die Frage stellen, bei wem, bei welchen Teilen der Bevölkerung die Veränderungen, die in erster Linie als ökonomische spürbar werden, eigentlich ankommen. Bei vielen kommen sie ja überhaupt noch nicht an, bleiben noch am Horizont einer Besorgnis. Es gibt ein allgemeines Geraune, dass alles schlechter werden wird; in der nachwachsenden Generation macht sich die Vorstellung breit, dass die Zukunft eine unsichere ist, keinesfalls mehr eine Verlängerung dessen, was im Moment im Gange ist. Besonders betreffen diese Befürchtungen den Arbeitsmarkt.

Bei anderen, die nicht so sehr im Blick unseres Mittelschichtstandes sind, sind die Einschränkungen längst angekommen. Die Zahl de-

rer, die nicht mehr in Arbeitsverhältnissen sind, ist enorm gestiegen. Das heißt, da sind tatsächlich Veränderungen, die durchschlagend sind.

Ich habe den Eindruck, dass wir gesellschaftlich und auch z.B. in Lehrverhältnissen – als Hochschullehrerin kann ich das von meinem Arbeitsgebiet sagen – überhaupt nicht darauf vorbereitet sind, das, was wir in unseren beruflichen Tätigkeitsfeldern tun, mit der Tatsache in Deckung zu bringen, dass wir einer Zukunft entgegensehen, in der wahrscheinlich immer weniger Menschen in realen Lohnarbeitsverhältnissen tätig sein werden.

Häufig reagieren wir so darauf, dass wir die Menschen, mit denen wir z.B. in Ausbildungssituationen Umgang haben, darauf trimmen, sich immer besser an die Erfordernisse des ökonomischen Sektors anzupassen. Und wir rechnen nicht damit, dass eine noch so große Anpassung nicht dazu führen wird, dass es mehr Arbeitsplätze gibt. Die Menschen werden erleben, dass sie sich wunderbar angepasst haben und gleichwohl draußen bleiben.

Diese Empfindung, glaube ich, setzt sich bei den Jüngeren allmählich durch, auch als ein Bewusstsein von einem enormen Etikettenschwindel. Daraus entsteht – so nehme ich es wahr – einerseits eine sehr starke resignative Stimmung.

Es gibt eine ganze Reihe von jüngeren Leuten, die sich schon jetzt abgehängt fühlen und versuchen, sich noch möglichst lange in einigermaßen angesehenen und nicht allzu stigmatisierten Verhältnissen zu halten.

Mich hat neulich ein Student angesprochen: »Weißt du, können wir nicht tauschen? Ichnehm' dein Alter, du nimmst meines? Muss doch fantastisch sein, bald 65 zu sein!« Darin zeigt

**»Ich nehm' dein Alter,
du nimmst meines?«**

sie die ganze Verzweiflung der jungen Leute, denn der Wunsch ist doch historisch immer in die umgekehrte Richtung gegangen. Er hat das ganz wörtlich gesagt: »Ihr habt es hinter euch.«

Die andere Möglichkeit zu reagieren ist dann eine, die ich voller Bewunderung bei einem Teil der jungen Leute wahrnehme, die sich auf eine ganz erstaunlich unlarmoyante Weise auf ein sehr viel weniger durch vorab garantierte Sicherheiten geprägtes Leben einrichten. Sie stellen Fragen, die geradezu unter Sozialromantizismusverdacht stehen, z.B. Fragen nach der Subsistenzmöglichkeit, also nach Lebensformen, in denen wir geldunabhängiger werden.

Dahinter ist die Vorstellung, dass man zu ganz neuen Sozialformen finden muss, zu Freundschaften und Vertrauensverhältnissen anstatt den heute üblichen Rechenschaftsverhältnissen, die sich rechnen müssen, im »do ut des« bestehen und ganz nach den Figuren der Warengesellschaft auch menschliche Beziehungen regulieren. Manche stellen diese Verhältnisse durch eine asketischere Gesinnung in Frage, durch Bescheidenheit, die ja nicht zwangsläufig mit einer Minderung von gutem Leben einhergeht.

Bescheidenheit, Freundschaft, Vertrauensverhältnisse helfen diesen Menschen, der Situa-

tion wieder zu trauen. Sie machen sich abhängig vom anderen, um weniger abhängig zu werden vom Ganzen. Also eine solche Konfiguration

»eine asketischere Gesinnung«

nehme ich auch wahr und ich glaube, dass diese Denkbewegung eine ist, die auch sehr aufregend ist und in der man Gutes vermuten kann.

Ein Beispiel: Das, was heute an Hochschulen passiert, ist katastrophal – ein totaler Ausverkauf der akademischen Gesinnung zugunsten einer reinen Verwertungshaltung unter den Gesichtspunkten der Marktfähigkeit. Das führt dazu, dass die Hochschulen zu einer Lernwüste werden. In dieser Situation beginnen der eine und die andere damit, dass sie auf eigene Faust ihr geistiges Auskommen suchen, also sozusagen Schwarzlernen praktizieren jenseits der Institutionen.

Natürlich gibt es eine wachsende Zahl von Studierenden, die das, was ihnen abverlangt wird, überhaupt nicht mehr in Frage stellen, die das Ganze nur als eine Art Durchlauf, einen Transit erleben, den man möglichst schnell hinter sich

**»Stellt euch vor,
es gibt Geld,**

und ihr wollt es nicht haben.«

bringen muss. Aber es gibt auch eine Gegenbewegung. Ich bin gespannt, was sich aus der Unruhe, die sich angesichts der Sparbeschlüsse in Schulen und Hochschulen breit macht, noch entwickeln wird. Wird daraus wieder nur eine Forderung nach mehr Geld oder eine nach endlich wieder größerer Freiheit von Lehre und Studium. Ich habe es einmal bei einem Streik so formuliert: »Stellt euch vor, es gibt Geld, und ihr wollt es nicht haben.« Es geht um ein Bewusstsein davon, dass mit der Geldfrage immer ein

Maß an Abhängigkeit verbunden ist, das Lernsubsistenz und Handlungssubsistenz zerstört, und dass es darauf ankäme dem etwas entgegenzusetzen, was das ungegangelte Miteinander-Nützlich-Tun befördert.

Diese Suche nach neuen Möglichkeiten entsteht dabei nicht aus ideologischen oder prinzipiellen Erwägungen, sondern um unserer Freiheit willen – sie ist mit einer Freiheitsemphase verbunden. Es scheint ja, dass aus dem Bereich der Konzerne und der Wirtschaftsbosse jedes Wohlverhalten erpresst werden kann, weil da die Verwaltung der Arbeitsplätze stattfindet. Das macht mich krank. Ich will raus aus dieser Abhängigkeit und ich glaube, das geht anderen auch so. Es geht um die Befreiung von dieser entwürdigenden Situation totaler Erpressbarkeit.

DIAKONIA: Sie sehen also auf der einen Seite eine Mehrheit, die immer mehr versucht, sich der Anpassung zu beugen, auch wenn es keinerlei Garantie gibt, dass das Sinn macht. Es gibt aber auf der anderen Seite eine Minderheit, die wiederentdeckt, dass es Werte jenseits von Kaufbarem und Finanziellem gibt.

MARIANNE GRONEMEYER: Nur würden diese Menschen vielleicht grade nicht von Werten sprechen. Wert kann man ja heute fast gar nicht mehr anders als in Geldkategorien denken, als äquivalenten Tausch. Daher möchte ich mich

»Was die Menschen wollen, ist keine Frage mehr.«

auch an der Moraldebatte, in der die Werte wieder eine so große Rolle spielen, nicht beteiligen. Ich möchte vielmehr das thematisieren, was in dem Umfeld von Freundschaft und Vertrauensverhältnis, von Gegenseitigkeit gedacht werden kann.

Dazu gehört sicher auch die Erfindung einer neuen, wahrscheinlich alten Sprache. Denn ein

Teil der Verwüstung in unseren Köpfen wird durch diese unglaublich verkommene Sprache angerichtet, die ja immer auch Schienenlegung für nachfolgende Praxis ist. Der Sprachgestus, mit dem sich diese neue Reformdebatte zu Wort meldet, ist verheerend. Ich habe z.B. einer Studienreformdiskussion in meinem unmittelbaren Umfeld beigewohnt: Wir waren 20 Kollegen und haben vier Stunden lang über Studienreform gesprochen, aber nicht ein einziges Mal ist von einem Studenten oder einer Studentin die Rede gewesen, nicht von einem Professor oder einer Professorin, nicht von einer Sekretärin oder einem Hausmeister; es kamen überhaupt keine Menschen vor, nur noch Verfahrensfragen und

»wenn sich nicht wieder Empörung meldete«

instrumentelle Zielsetzungen. Was die Menschen wollen, die da zum Lernen zusammenkommen, ist keine Frage mehr. Ich beteilige mich nicht mehr an solchen Debatten, denn man kann das nicht tun, ohne die eigene Würde als Sprecherin zu verlieren.

Diakonia: Dennoch meinen Sie, es gibt bei den Menschen auch ein Wissen davon, dass die Qualität des Lebens an anderen Dingen hängt.

MARIANNE GRONEMEYER: Ja, das glaube ich, das hoffe ich wenigstens. Wenn das nicht der Fall wäre, wenn sich unter diesem Druck keine Sehnsüchte regten und keine Schmerzen empfunden würden, wenn das nur geschluckt würde als etwas, das auch nicht schlechter ist als anderes, wenn sich nicht wieder Empörung meldete, wenn die schreckliche Zerstörungskraft, die in dieser Gleichmacherei, die sich da Standardisierung nennt, enthalten ist, nicht mehr als etwas zutiefst Peinigendes und Quälendes wahrgenommen würde, dann gäbe es ja gar keine Al-

ternative im Denken mehr. Dann wäre ja gar nichts Anderes mehr möglich.

Wenn wir sagen: Es ist nun mal so und das ist auch in Ordnung; ich vermisse nichts, ich passe mich an und bin mein eigener Arbeitskraft-Unternehmer oder meine Ich-AG – wenn die Zustimmung dazu total wäre, dann gäbe es keinerlei Hoffnung mehr darauf, dass sich die Sehnsucht nach dem anderen überhaupt noch in der Welt halten könnte. Insofern setze ich darauf, dass Menschen nicht so plastisch sind, dass sie alles mit sich machen lassen.

DIAKONIA: In den 70er-Jahren wurde an solchen Stellen dann strukturell debattiert. Heute suchen Menschen ihre individuellen Wege?

MARIANNE GRONEMEYER: Der Glaube an die Verbesserbarkeit der Institutionen ist zutiefst erschüttert worden – und zurecht. Es spricht vieles dafür, diese Institutionen nicht mehr verbessern zu wollen, sondern eigene Wege zu gehen. Es gibt bei Elias Canetti eine wunderbare Stelle in den Aphorismen: Wenn die Batairi mit ihrem Häuptling unzufrieden sind, verlassen sie das Dorf und bitten ihn, allein zu regieren. In dieser Vorstellung, dass wir das Dorf verlassen und die

»wenigstens einen Freund oder eine Freundin an der Seite«

Mächtigen bitten, allein zu regieren, finde ich einen gewissen Charme. Da ist natürlich keine Weltrettungsphantasie drin, aber grade die Weltrettungsfantasien haben uns ja soweit gebracht, wie wir heute gekommen sind.

DIAKONIA: Wenn ich Sie recht verstanden habe, dann sehen Sie aber in der Gegenbewegung nicht lauter vereinzelt Individuen, sondern gerade eine Wiederkehr von Vernetzung.

MARIANNE GRONEMEYER: Alleine hält man das auch nicht aus. Wir brauchen einander, wenn wir morgens an unseren Arbeitsplatz

gehen und gegen den Strom schwimmen wollen und versuchen, uns nicht völlig zu beugen. Natürlich beugen wir uns alle und passen uns an und sind, weiß Gott, sehr kümmerlich in dem, was unsere Widerständigkeit ausmacht. Aber wenn Sie sich dem doch nicht ganz beugen wollen und Sie haben nicht wenigstens einen Freund oder eine Freundin an der Seite, da, wo Sie tätig sind, dann, glaube ich, halten Sie's nicht aus. Sie müssen abends in den Kreis der Gleichgesinnten gehen und sich bestärken können. Ohne diese Gegenseitigkeit wird es nicht gehen.

Die Singleisierung hat sich als verhängnisvoll und zutiefst trübsinnig erwiesen. Die große Unabhängigkeitsidee, die damit verbunden war, hat nicht dazu geführt, dass sich Menschen nicht

»wie eine Daunenfeder im Windkanal«

doch sehr einsam fühlen, sehr verloren, wie eine Daunenfeder im Windkanal hin und her getrieben. Es bedarf der Zusammenschlüsse von Menschen.

Vielleicht sind die heute Jüngeren da erfindungsreicher, als wir es damals waren. Wir haben uns in unseren Debatten um Kommune und Gemeinschaftsformen ideologisch verschlissen und waren so beschäftigt damit, dass wir alle auf der Seite des Richtigen stehen wollten. Vielleicht sind die heute Jüngeren großzügiger und lässiger, eventuell auch gelassener, ein bisschen pragmatischer und auch duldsamer darin, den anderen irgendwie so verrückt sein zu lassen, wie er nun einmal ist, und nicht alles auf Linie bringen zu müssen und so weiter.

DIAKONIA: Das bedeutet, es gibt zwar keinen neuen Versuch, die große Welt zu verändern, aber es gibt doch Gegentendenzen zum allgemeinen Sog.

MARIANNE GRONEMEYER: Bei allem Wunsch nach Veränderung müssen wir ernst nehmen, dass unser Arm eine bestimmte Reichweite hat, unsere Stimme eine bestimmte Tragweite hat: Unsere Botschaften haben eigentlich doch nur die Tragweite unserer Stimme und nicht die Tragweite des Internets. Ich glaube, dass da eine Proportionalität zu unserer Reichweite mitbedacht sein will. Ivan Illic hat einmal gesagt: »Ich will kein Mikrophon benutzen; eine Versammlung, in der ich mit meiner Stimme nicht mehr auskomme, ist zu groß.«

Es geht darum, dass wir nicht ständig über unsere leiblichen und seelischen Verhältnisse leben, sondern nach Maßgabe dessen, wie weit uns die Füße tragen und wie weit die Hände rei-

»Hoffen ist
das schwierigere Exerzitium.«

chen und wie weit die Augen blicken und wie weit wir einander anblicken können: Das ist sehr bedeutsam dafür, ob wir der heutigen Monstrosität etwas entgegenzusetzen haben.

Ich glaube, dass das Hoffen die schwierigere Übung ist im Vergleich zum Verzweifeln. Es ist das schwierigere Exerzitium. Wenn wir uns in diesem Exerzitium üben wollen, im Exerzitium wider allen Augenschein zu hoffen, dann nur

über den Weg, dass wir uns auch in der Hoffnung wechselseitig bestärken. Und auch das geht nur von Angesicht zu Angesicht. Das kann ich nur im Antlitz des anderen finden.

DIAKONIA: *Es ist aber zuweilen nicht leicht, sich in unserer Situation noch so etwas wie einen Glauben an den Menschen und ein Vertrauen in die menschlichen Möglichkeiten zu erhalten.*

MARIANNE GRONEMEYER: Das ist wohl wahr. Aber darauf kommt es an, dass wir das tun. Vertrauen kann sich nur dadurch rechtfertigen, dass man es hat. Da gibt es leider gar keine Sicherheitsgarantie oder Gott sei Dank keine.

Ressourcen für dieses Vertrauen hätten ja auch die Kirchen. Doch auch sie müssen sich wohl erst erlösen von dem verrückten Treiben, dass sie da mithalten wollen und sich mit der Imagepflege rumschlagen und selber einen Wirbel in Anpassungsfragen entfachen: Das ist doch Verrat an allem, was ihr Herkommen ist. Da werden z.B. diakonische Krankenhäuser von Verwaltungsleuten besetzt und nur noch unter Managementgesichtspunkten geführt. Dabei hätten gerade die Kirchen wichtige Ressourcen für diese andere Möglichkeit eines Lebens, das wir aus Beziehung und Gratuität gestalten können.

DIAKONIA: *Herzlichen Dank für das Gespräch.*